

**Historisches Dausenau e.V**

Beiträge zur Geschichte  
Heft 1/2009

**Das  
Jahrhunderthochwasser  
vom 04. Februar 1909**

Augenzeugenberichte,  
auch vom Hochwasser an Ostern 1845  
und historische Fotos

## **Impressum**

Herausgeber: Historisches Dausenau e.V.

Zusammenstellung des Inhalts: Gerhard Schäfer

Layout: Jochen Müller

Druck in der Druckerei der Heime Scheuern, 56377 Nassau

Bilder und Dokumente sowie Kopien wurden zur Verfügung gestellt von:

Ev. Kirchengemeinde Dausenau

Kur- und Stadtmuseum Bad Ems

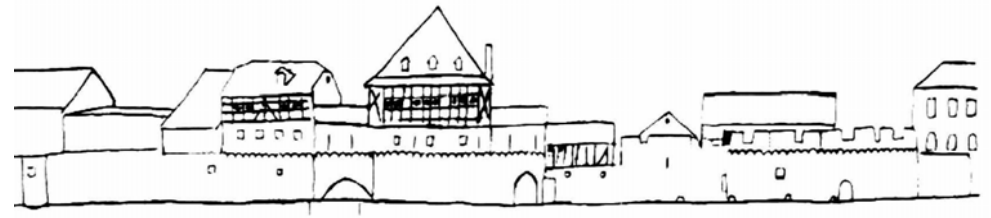
Kurt Bruchhäuser

Stefan Fischbach

Gerhard Schäfer

# Wehe, wenn der Warmwind weht

BAD EMS/NASSAU/DAUSENAU. In Lehrbüchern der Geographie kann man nachlesen, daß wir in Mitteleuropa, und in Deutschland, in gemäßigtem Klima leben. Tatsächlich beherrschen auch während des größten Teiles des Jahres Luftmassen aus dem westlichen Quadranten der Windrose unser Gebiet. Sie kommen vom Atlant und bringen die milde, ausgleichende Golfstromluft. Daß aber auch kalte Festlandluft aus dem Osten oder sehr plötzlich Polarluft aus dem Norden bei uns eindringen und wochenlang unser Wetter bestimmen kann, haben wir ja gerade erlebt. Es ist der kälteste und schneereichste Januar seit 16 Jahren. Ähnliche Verhältnisse hatten wir auch im Januar des Jahres 1909. Doch dann setzte fast schlagartig ein Wandel ein. Erwärmte ozeanische Luft strömte ein und führte nicht nur zu einem Temperatursprung, sondern brachte auch anhaltenden Regen. So kam es im Westerwald und im Taunus zu einer sehr schnellen Schmelze der ungeheuren Schneemassen. Die Wirkung war verheerend.



Historisches Dausenau e.V.

Beiträge zur Geschichte  
Heft 1/2009

Das schreckliche Hochwasser  
vom 04. Februar 1909

sowie

Erinnerungen an das Hochwasser  
von Ostern 1845

**Dausenau, 5. Febr. (Wassersnot)** Unser Dorf ist durch Hochwasser in große Gefahr geraten. Die herabströmenden Bäche und die Bahn haben die Straßen völlig überschwemmt, so daß hier ein Verkehr nicht mehr möglich ist. Das neue Stallgebäude der St. Castor-Mühle wurde vollständig weggerissen, zwei Stück Rindvieh, die nicht mehr herausgebracht werden konnten, standen zwischen den Trümmern im Wasser und brüllten. Vom Restaurationsgebäude der Castor-Mühle ist der Giebel weggerissen, das Haus kann jeden Augenblick weggerissen werden. Etwa 30 bis 40 Mann Coblenzer Pioniere kamen gestern Abend hier an. Sie hatten von Gms aus den Weg über den Konfordinurm genommen, um hierher gelangen zu können. An der Minor'schen Mühle wurden an beiden Seiten die Mauern, sowie der Garten weggerissen. Letzte Nacht hat ein Teil der Einwohner in der Kirche schlafen müssen.

## Einleitung

Dausenau liegt im Engtal der unteren Lahn. Die Gemeinde mit rund 1350 Einwohnern breitet sich heute zu beiden Seiten der Lahn aus mit Schwerpunkt auf dem rechten Lahnufer. Vor wenig mehr als 100 Jahren gab es auf dem linken Lahnufer, abgesehen von Bahnhäusern keine nennenswerte Bebauung. Es ist bekannt, dass es früher in der Nähe von Dausenau drei Lahninseln gab. Die Talaue war feucht und von mehreren Flussarmen durchflossen. Eine Bebauung im Talbereich war unmöglich. Die Inseln und die Flussarme verschwanden mit dem Ausbau der Lahn zur Schifffahrtsstraße in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Kanalisierung der Lahn hatte ein Trockenlegen größerer Uferbereiche zur Folge.

Der historische Ortskern von Dausenau mit der mehr als 650 Jahre alten Stadtmauer breitete sich auf dem rechten Lahnufer zu beiden Seiten des Unterbaches aus. Nur hier war in geschichtlicher Zeit eine Bebauung dauerhaft möglich.

Der Unterbach hatte im Laufe von einigen Tausend Jahren bei mehreren Hochwassern ausreichend viel Schutt angehäuft, um eine Bebauung zu erlauben.

Die Zahl der Bachhochwasser war dabei sehr viel geringer als die Zahl der Überschwemmungen durch die Lahn.

Dausenau verdankt seine Entstehung demnach nicht der Lage an den Ufern der Lahn, sondern dem Bach.

In dieser kleinen Broschüre sollen die Entstehung und die Folgen von zwei Hochwassern des Unterbaches anhand von zeitgenössischen Berichten nachgezeichnet werden. Zumindest vom Hochwasser vom 04. Februar 1909 sind auch mehrere Fotos überliefert, die fast alle abgedruckt werden. Insbesondere der Bericht von Pfarrer Schupp bietet einen Einblick in die Lebensverhältnisse zur Mitte des 19. Jahrhunderts.

Diese Katastrophen sollen aber auch zeigen, dass ein solches Ereignis immer wieder auftreten kann. Selbst in Zeiten der Klimaerwärmung kann nach einer Frostperiode und stärkeren Schneefällen eine Hochwasserkatastrophe durch schnell einsetzendes Tauwetter mit Regen eintreten.

Alle Grundstückseigentümer am Unterbach und seinen Seitenbächen, die Gemeinde und die Forstverwaltung sollten tunlichst bedacht sein, ein Verstopfen der Brückendurchlässe sowie der Rohre durch umstürzende Bäume, durch Laub, Geäst sowie Folien und andere Materialien zu vermeiden, um eine weitere Katastrophe durch Bachhochwasser zu verhindern.

Dausenau, im Februar 2009

*Gerhard Kieß*

Hier in dem unteren Teil des Dorfes haben das Berg- und das Lahnwasser zusammen gewütet. Um die ungeheuren Mengen von Schlamm und Sand wieder fortzuschaffen und wieder einigermaßen leidliche Verhältnisse herzustellen, wird es monatelanger Arbeit bedürfen.

Verfasser unbekannt

## „Gaffer“ zur Kasse gebeten

DAUSENAU. Hochwasser-Touristen gab es offenbar zu allen Zeiten, auch bei der „Jahrhundertflut“ vor 90 Jahren – wenn man auch damals noch keine Videos drehen konnte. Für Fotos posierte man jedoch recht gern, wie Aufnahmen auf dieser Seite zeigen. Die Gemeinde Dausenau ergriff angesichts zahlrei-

cher „Gaffer“ eine besondere Maßnahme: „In Dausenau ist im Orte eine Opferbüchse aufgestellt, in welche die von nah und fern zuströmenden Neugierigen, die sich die verheerenden Wirkungen des Hochwassers ansehen wollen, ihren Beitrag für die Geschädigten einlegen können“, meldete die „Emser Zeitung“. (foe)





Man hatte Mühe, das Vieh herauszuschaffen in sicher gelegene Gassen. In die Wohnung läuft das Wasser, das Sofa steht im Schlamm vergraben, das Rosenstöckchen ist hinweggerissen und, im Gärtchen ohne Gitter sieht man nur Sand und Steine. Küchengerät und Hausgerät – alles schwimmt durcheinander, Heu und Stroh sind durchnäßt. Es fehlt in der Nacht an Licht, am Himmel rasen im schwachen Mondschein unheimlich schwarze zerfetzte Wolken, und durch das Lahntal heult der Südweststurm.

Das Wasser frißt und wühlt an den Fundamenten der alten oft schon baufälligen Häuser und droht sie zum Einsturz zu bringen. Fürwahr, in der Nacht, als das Wasser kam, muß es unheimlich und fürchterlich gewesen sein! Jetzt am Tage sieht es schon etwas weniger schlimm aus, aber immer noch brausen die schmutzigen Wellen durch die Straßen und das schon etwas gefallene Wasser läßt die Schäden in Haus und Hof erst recht erkennen. Inmitten des Wassers und der bedrohten Gehöfte arbeiten die wackeren Coblenzer Pioniere. Sie bauen aus Reisig Brettern, Holzpflocken und Lehm Verschanzungen und Dämme, um den Strom von den schwachen Mauern ab in ein beschränktes Bett zu leiten; die Dausenauer Feuerwehr ist ihnen dabei behilflich. Die Soldaten arbeiten mit allen Kräften und verdienen den vollen Dank der Dausenauer Bevölkerung. Über allerlei aus Brettern und Balken notdürftig hergestellte Übergänge verfolgen wir im tiefen Schlamm watend das Bachbett talaufwärts bis zur St. Kastormühle, deren Besitzer vielleicht am härtesten getroffen worden ist. Hier war der Bach vor der Katastrophe überwölbt, und von dem neubauten schmucken Wohn- und Restaurationsgebäude hinüber nach der alten Mühle standen Stall und Scheune. Als der Bach mit unheimlicher Schnelligkeit wuchs und wuchs, genügte der unterirdische Durchlauf nicht mehr, um die Wassermassen zu fassen, das Wasser staute sich und drückte von unten und oben mit großer Gewalt gegen die Mauern, sodaß diese schließlich nachgaben und, mit lautem Krachen zusammenstürzend, dem gefräßigen Ungeheuer den Weg freigaben. Auch eine Ecke des Wohnhauses stürzte dabei ein, und jetzt schaut man von dieser Seite wie in eine offene Wunde des Hauses. Auf der anderen Seite in der Wirtsstube stärken sich die zahlreichen Neugierigen bei einem Glas Bier, sodaß dem Besitzer der Mühle wenigstens aus dieser Einnahme in der sonst jetzt stillen Zeit ein kleines Entgelt für seinen großen Schaden zugute kommt. In der Nähe der Mühle kann man auch die fressende Gewalt des Wassers so recht an der 2 bis 3 Meter betragenden Tiefe des Bachbettes ermessen, sowie auch an der vielfach zerstörten Ufermauer. – Wieder im Flecken selbst angekommen, bietet sich vielleicht das eigenartigste Bild in dem unteren Dorf, namentlich in der Hauptstraße, wo sich der Schutt und Sand, den die Fluten von der Höhe heruntergespült haben, meterhoch gelagert hat. Hier sind in den Häusern, an der Lahnseite besonders, die Erdgeschosse vollständig verschlammt und versandet. In dem Kraft'schen Wirtshaus sieht es in der Gaststube wüst aus; Tische, Stühle und Piano, alles steht im grauen, zähen Schlamm.

Auf der Straße ragt hier eine Wagendeichsel, dort ein Wagenrad in die Luft, die dazu gehörigen Wagen sind tief im Sand und Schlamm vergraben. Und während man früher zu den Türen der Häuser einige Stufen in die Höhe ging, muß man sich jetzt auf der Straße schreitend bücken, um durch die Fenster des Erdgeschosses einen Einblick zu gewinnen.

## Inhalt

1. Erinnerungen eines 75jährigen an die Überschwemmung Dausenaus zu Ostern 1845
2. Abschrift der Aufzeichnungen aus der Kirchenchronik Dausenau, geführt von Pfarrer Emil Lehr nach dem Hochwasser vom 04. 02.1909
3. Das Hochwasser im Winter 1909 In Dausenau, eine Schilderung von Heinrich Linkenbach
4. Wassersnot in Dausenau, Abschrift eines Beitrags aus dem Amtlichen Kreisblatt für den Unterlahnkreis vom 10. Februar 1909
5. dazwischen:  
derzeit verfügbare Fotos zum Hochwasser vom 04.02.1909 und seinen Folgen



Abb. 1: Hochwassermarke an einem Haus in der Langgasse

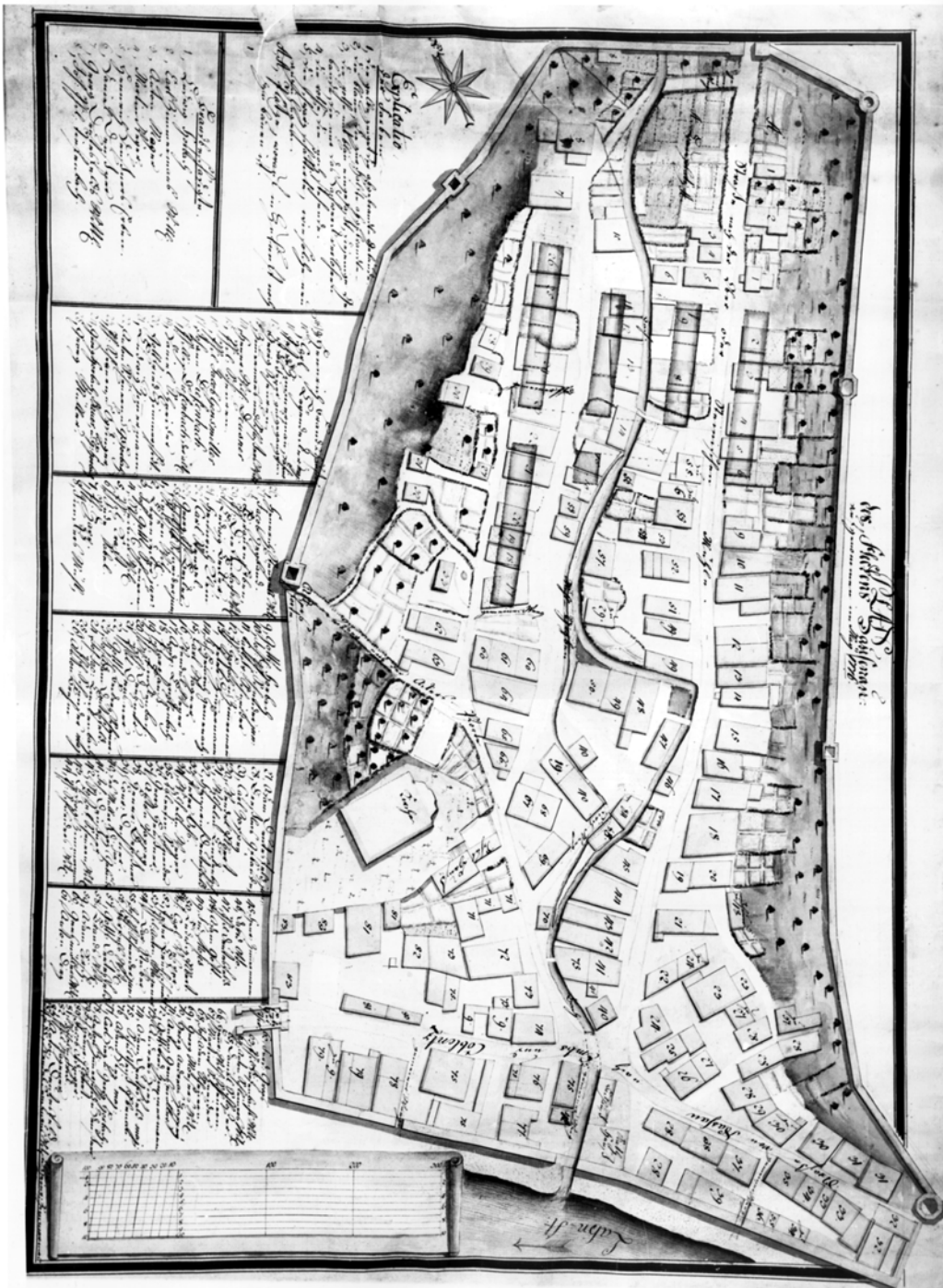


Abb. 2: Plan nach Brand von 1776 mit Verlauf des Baches

## Wassersnot in Dausenau

Furchtbar sind die verheerenden Gewalten der Naturkräfte; sie befallen ihr Opfer gleich einem Raubtier, das sich blutgierig mit wütendem Gebrüll auf sein Opfer stürzt, die Pranken in sein Fleisch schlägt und langsam, gleichsam in sich verdoppelndem Genuß, seine Beute vernichtet. Ein schreckliches Beispiel dafür ist die verheerende Wirkung des Hochwassers, das zur Zeit unser liebliches Lahntal heimsucht und nicht schont, was der Mensch in jahrzehntelanger Arbeit sich mühsam geschaffen, das Heim und den Wohlstand, der sein Glück begründet. Die Natur hat, - in bitterer Ironie - vernichtet, was sie selbst hervorgebracht, und die Schöpferkraft, das ewige „Werde“ und den Lebenstrieb der Mutter Erde scheinbar in sich selbst zerstört.

Wie viele von uns sind in schönen Sommertagen hinausgewandert auf der weißen Lahnchaussee nach Dausenau, sind wohl auch durch die Gässchen des malerischen Fleckens das Tälchen hinaufgeklettert, haben in der Kastormühle ihren Kaffee getrunken und in der idyllischen Ruhe und Waldeinsamkeit dem lustigen Gezwitscher der Vögel und dem traulichen Gemurmel des Bächleins gelauscht, das in vielfachen Windungen zwischen Weidenbüsch und Wiesen hindurch gleich einem harmlos fröhlichen Wandergesellen den Weg zur Mutter Lahn hinunter nahm und viel von dem Frieden und der Schönheit der Waldeinsamkeit zu erzählen wußte? Wer hätte da wohl geahnt, daß dieser harmlose Geselle, der sich nur manchmal zur Zeit eines plötzlichen Gewitters oder bei winterlicher Schneeschmelze etwas übermütig gebärdete, jemals zum Träger jener ungebändigten Wildheit der Natur zu werden vermöchte, deren unerforschte Wesenheit auch die moderne Menschheit immer noch wie Kinder vor der Zuchtrute erzittern läßt. Und doch ist dieses Bächlein zum reißenden Strom geworden, der nicht Halt machte vor Natur- und Menschenwerk und ungemessenen Schaden über das Dörfchen gebracht hat.

Schwer und träge wälzte die Lahn ihre lehmig-gelben Fluten, hier und da mit kreisenden Wellen in rhythmischem Tanz zu Tal, als wir am Samstag Nachmittag auf der Chaussee, die tags zuvor noch zum Teil unter Wasser gestanden hatte, den Dausenauer Torturm erreicht hatten und zu linker Hand den Berg erkletterten, um von oben, an der Kirche vorbei in das Dörfchen einzudringen, da der Zugang durch das Tor, wie man uns sagte, versperrt war. Schon vor fern gab ein mächtiges Rauschen und Brausen Kunde von der fressenden und zerstörenden Tätigkeit des Sturzbaches, und im Näherkommen bot sich dem Blick das Bild der ganzen verheerenden Wirkung des Bergwassersturzes. Durch alle in der Umgebung des ursprünglichen Bachbettes befindlichen Gäßchen braust und brandet mit schäumenden Wellen die gelbe Flut zu Tal und führt in ihrem selbstgeschaffenen Bett die Spuren ihrer Verheerung, Balken und Baumäste, Schutt und Sand, mit sich. Sie macht nicht Halt vor Haus und Gärtchen, durch die Hoftüre braust es in Flur oder Küche hinein – zur Haustüre läuft es hinaus. Im Garten stand ein Rosenstöckchen oder auch zwei, etwas Gemüse war angebaut für den Haushalt, guter Gartengrund hineingearbeitet, gedüngt und gepflegt. Und im Stall standen ein paar Kühe oder auch nur eine Ziege oder ein Schwein – der Wohlstand war nicht groß; aber man hatte genug und war zufrieden, ein neues „feines“ Sofa war angeschafft, ein klein wenig Luxus. Da kommt es plötzlich über Nacht, das Wasser, das schreckliche Wasser!

## Erinnerungen eines 75jährigen an die Überschwemmung Dausenaus zu Ostern 1845

von Ottokar Schupp, Pfarrer a.D.

(korrigierter Nachdruck aus der Wiesbadener Zeitung vom 10., 11. und 12. März 1909)



Abb. 35



Abb. 36

Als mir aus dem Überschwemmungsgebiet der Lahn über die Verheerungen vorgelesen wurde, die die einzelnen Bäche bei ihrem Ausfluss in verschiedenen Städten und Dörfern angerichtet hatten, wusste ich mit ganzer Bestimmtheit, dass Dausenau, obwohl es noch nicht genannt worden war, am allermeisten gelitten hatte. Erinnerungen aus meinen Knabenjahren stiegen vor meiner Seele in ihrer ganzen Lebendigkeit auf, da ich ja vor 64 Jahren eine ganz ähnliche Katastrophe in meiner damaligen Heimat Dausenau mit durchgemacht habe. Es ist ja möglich, dass die diesjährige Überschwemmung bedeutender war und mehr Schaden verursacht hat, als die Überschwemmung zu Ostern 1845, aber im wesentlichen glichen sich beide vollständig. Sie waren beide verursacht durch die hochgehende Lahn und den durch den langgestreckten uralten Flecken dahinfließenden Bach, der durch rasches Abgehen des Schnees mit wogendem Wasser überfüllt in wilder Flut sich auf Gärten, Stallungen, Scheunen und Häuser stürzte, alles zerstörend, was in seinen Weg trat und Steine, Sand und Gerölle aller Art mit sich fortriss und weithin über seine Ufer hinaus die Nachbarschaft damit überschüttete. Obwohl selbst seit einigen Jahren erblindet, sehe ich ganz deutlich die nach der Beschreibung demolierten Häuser und die versandeten Ufer.

In dem Winter 1845 war sogar viel mehr Schnee gefallen, als in dem diesjährigen Winter, auch hatte der Frost länger angehalten. Die Lahn war monatelang zugefroren, schon damals, als das Trauergeläute für die im Januar verstorbene junge Gattin Herzog Adolfs tagtäglich zu uns herauf aus dem Flecken nach dem Pfarrhause klang. Wie tief aber der Schnee lag, habe ich dadurch erfahren, weil ich beinahe in demselben umgekommen bin.

An einem Mittwoch Mittag, da wir Knaben, es waren auch kühnere Mädchen dabei, auf einer jähren Schlittenbahn in der Nähe von Blums Mühle, den Berg hinunter sausten und im Tale angekommen, mit unseren Schlitten den vor uns dahinfließenden Mühlteich, der von dem Müller offen gehalten wurde, übersprangen, waren einige Angsthasen, die ihrem Schlitten nicht den vollen Lauf ließen, in das Wasser geraten. Da wir die Durchnässten noch laut auslachten, klopfte mir plötzlich mein Vater auf die Schulter und sagte: „Otto, Du gehst mit mir nach Zimmerschied, ich will mir doch einmal das Pfarrbesoldungsholz ansehen.“ Für meinen Vater war das Pfarrholz, das zum größten Teil sehr gut an die reichen Badhausbesitzer in Ems verkauft wurde und einen vorteilhaften Besoldungsteil ausmachte, von höchsten Wichtigkeit, mir selbst aber war es höchst gleichgültig, ich wäre viel lieber bei meinen Kameraden und dem herrlichen Schlittenfahren geblieben, doch bei meinem Vater gab es keine Sonderwünsche oder Widersprechen, sondern nur Fügsamkeit. Missmutig trabte ich hinter meinem Vater drein, zu welchem sich der Holzhackermeister gesellte. Der Weg aber, den wir nach Zimmerschied verfolgten und der bergan ging, war tief verschneit und der Schnee wurde tiefer und tiefer, je höher wir hinauf kamen. Ich konnte den beiden Männern kaum folgen und war herzlich froh, als ich die ersten Häuser von Zimmerschied sah, da ich dachte, dass wir dort einkehrten, allein wir wandten uns, nachdem wir die Höhe erstiegen hatten, links ab dem Walde zu, wo die Fällungen des Holzes stattgefunden hatten. Da hinaus hörte nunmehr alle Bahn auf. Wir gingen mitten durch den Schnee, der mir



oft bis an den Leib ging. Ich war ein lebhafter, kräftiger und gewandter Junge, der so leicht vor keiner Gefahr oder Anstrengung zurückbebt. Aber mit dem Schnee wurde ich nicht fertig. Diese träge, kalte, endlose Masse war ein schlimmerer Gegner, als der von Fleisch und Blut. Anfangs hatte sich mein Vater öfter nach mir umgesehen und mir ermunternde Worte zugerufen, aber als nun einige Klafter des Besoldungsholzes sichtbar wurden, kamen beide Männer so eifrig in das Gespräch, dass sie sich nicht mehr nach mir umsahen. Sie gingen weiter und weiter und ich blieb so weit zurück, dass ich sie ganz aus dem Gesicht verlor. Als ich noch über einige Kräfte verfügte, war ich zu stolz, um nach Hilfe zu rufen, aber als ich nun laut weinend mich dazu verstand, hörte man mich nicht mehr. Mir wurde immer bänger zu Mute. Die Abendnebel kamen, und ich hatte völlig den Weg verloren. Ein schlafsüchtiger Zustand kam über mich, der nur hin und wieder unterbrochen wurde durch eine verzweifelte Angst, ich könne erfrieren, ehe man mich wieder gefunden hätte. Ich sprang in die Höhe und wollte fort, allein ich sank wieder kraftlos zurück. Ich schrie und schrie, bis ich nicht mehr konnte und nur noch ein leises Wimmern hören lies. Da hörte ich plötzlich neben mir den Holzhackermeister sprechen: Da ist er ja, aber Gott sei Dank, dass wir ihn gefunden haben. Er ist ganz marode. Haben Sie nicht etwas Brot oder einen Schluck Wein, Herr Pfarrer?" Meines Vaters Gesicht drückte die höchste Angst und Besorgnis aus. In Gedanken waren sie der Besichtigung des Holzes gefolgt, bis sie mich plötzlich vermissten und nun nach allen Seiten vergeblich nach mir suchten.

Da mein Vater keine Speisen bei sich führte, gab mir der Holzhackermeister von seinem Brot und Branntwein, was mich wunderbar stärkte. Auch taten mir die selten weichen zärtlichen Worte wohl, in denen mein Vater zu mir redete. Die beiden Männer fassten mich nun von beiden Seiten unter den Armen und dann ging's aus dem Walde heraus den Berg wieder hinunter. Mir aber wurde immer wohler und wohler, zumal ich jetzt Kräkels Mühle erblickte, die oberhalb von Blums Mühle lag, und noch fröhlicher wurde meine Stimmung, als wir, den Flecken durcheilend, bei dem Bäcker Deisner unterhalb der Schule Halt machten und mir mein Vater einen Fastenbrezel kaufte. Diesen knuspernd und der Gedanke, daheim meine Abenteuer zu erzählen, dünkte es mich gar nicht mehr so schlimm, einmal im Schnee stecken geblieben zu sein.

Auf allen Höhen, zumal auf dem Westerwalde, lagerten ungeheure Schneemassen, allein die wärmer werdenden Sonnenstrahlen hatten, obwohl es nachts noch fror, bei Tage schon ein gutes Teil weggeleckt, bevor endlich das Tauwetter eintrat. Doch auch dieser Tag sollte kommen. Es war am ersten Ostertage 1845, als unser damaliger Tagelöhner und späterer Knecht Karl Ochs die Kunde aus dem Flecken brachte, dass sich der „Kirchengickel“ gedreht habe, von dem die Sage ging, dass er völlig eingefroren sei. Eine fast unerträgliche Schwüle lag in der Luft und den Abend heulte ein Sturm durch Wälder und Berge, der schwarze, gewaltige Wolkenmassen herantrieb. Fast jedermann wurde von unheimlichen Gefühlen und ahnungsvollem Grausen erfasst. Es donnerte und blitzte und Regen prasselte hernieder.

„Das wird ein entsetzliches Hochwasser geben,“ sagte mein Vater. „Gott sei Dank, daß wir selbst gesichert sind.“ Mein Vater hatte früher in Obernhof a.d.L. als Pfarrer gestanden und manche gefährliche Überschwemmung erlebt, allein hier in Dausenau lag das Pfarrhaus hunderte von Schritten von der Lahn entfernt an so hoher Stelle, dass auch von dem schlimmsten Hochwasser nichts zu fürchten war.

Was uns also selbst anging, legten wir uns ganz getrost zu Bett, ohne zu ahnen, was noch in dieser Nacht über uns kommen sollte.

Als nun der junge Tag herandämmerte und der erste Lichtschein durch die Fenster fiel, wurde meine Mutter wach und hörte neben einem unerklärlichen Rauschen draußen ein



Abb. 33



Abb. 34



Abb. 31



Abb. 32

Plätschern von Wasser im Schlafzimmer und ein Drängen wider die Türe, als wollte jemand herein. Es überkam sie ein gewisses Grauen über alle diese rätselhaften Erscheinungen. Sie suchte meinen Vater zu wecken, der einen festen Schlaf hatte und nicht zu sich zu bringen war. Als er nicht sofort wach wurde, wollte sie ein Licht anzünden und trat mit den nackten Füßen in das Wasser. „Um Gotteswillen, die Lahn, die Lahn“, schrie sie entsetzt auf. Auch mein Vater konnte es nicht begreifen, woher das Wasser käme. Er rannte, nur mit dem Schlafrock bekleidet, hinaus und wollte die Hintertüre des Hauses, zu der man einige Stufen hinabgehen musste, öffnen, da er dort hauptsächlich das Rauschen und Brausen der Flut vernahm, geriet aber bis an die Hüften ins Wasser. Ganz verwirrt über diese Begegnisse, eilten meine Eltern, meine Mutter den kaum 1 Jahr alten Gustav auf dem Arme, in das obere Stockwerk des Hauses, wo wir übrigen Kinder schliefen und wo beide trockene Kleider fanden. Meine Mutter rief, immer noch weinend, uns entgegen: „Die Lahn, die Lahn ist im Hause!“ Doch mein Vater, der durch das geöffnete Fenster seine Beobachtungen anstellte, kam allmählich zur vollen Klarheit über die eigentümliche Erscheinung des Wassers im unteren Stockwerk und über das furchtbare Rauschen, Donnern und Dröhnen vor dem Hause.

Das Pfarrhaus liegt abseits vom Flecken, ungefähr 5 Minuten oberhalb Dausenaus und war damals noch nicht lange im Landhausstil, hinter der nach Nassau laufenden Chaussee zwischen Gärten errichtet. Vor der Front des Hauses lag ein Blumengarten und auf beiden Seiten desselben ganz gleiche Torfahrten, die mit ihren Toren nach der Chaussee hinausgingen. Der untere Torweg hatte auf der einen Seite das Haus nebst Haustüre und auf der anderen Seite die ziemlich hohe Gartenmauer. Der obere Torweg dagegen wurde von der einen Seite vom Hause, auf der anderen Seite von einer Grundmauer begrenzt, die vor einem Obstberge errichtet war.

Über die Grundmauer, die bis an die Ökonomiegebäude sich erstreckte, die hinter dem Hause lagen, stürzte sich fast wie ein Wunder - denn man wusste im ersten Augenblick nicht, woher er kam - ein wilder Gießbach, Steine, Geröll, Sand, Erde und Strauchwerk mit sich führend, mitten in den überall eingefriedeten Pfarrhof hinein. Hinter dem Obstberge erhob sich steil die Bergwand nach dem oberhalb liegenden Hömberg zu, bildete aber in der Nähe des Obstberges eine Art Talschlucht, wo noch ein alter Stollen vorhanden war und man neuerdings etwas tiefer einen Steinbruch eingerichtet hatte. Durch diese, kann ich sagen, bewaldete Talsenkung lief ein ganz kleines Wässerchen, das zur Sommerzeit völlig verschwand und nur bei starken Regengüssen sichtbar wurde. Dieses sonst kaum bemerkbare Wässerchen war nun durch den raschen Abgang der im Walde und auf der Höhe lagernden Schneemassen zu einem reißenden Strom geworden, der seine bisherige Laufrichtung verlassen hatte und seine ganze Wucht und Schrecken dem Pfarrhause zuwandte.

Nun hätte freilich dieser Bach durch die obere Torfahrt abschließen müssen, aber durch einige Wagen Reisig, die dort aufgeschichtet lagen und die mit dem Gerölle, das der Bach mit sich führte, eine Art Damm bildete, wurde der Strom der Wasser abgelenkt und ergoss sich mit seiner ganzen Gewalt nach der hinteren Haustüre, die, wie gesagt, etwas tiefer lag und ging dann zum Teil nach der unteren Torfahrt hinaus der Chaussee zu. Meinem Vater galt es zunächst, das Haus zu befreien. Mit einer Hacke und Schaufel bewaffnet, stieg er durch ein Fenster des unteren Stockes hinaus in den oberen Torweg, riss das Reisig auseinander und bohrte durch das Geröll dem Wasser einen Durchgang, den die herabstürmenden Wogen sehr rasch erweiterten und als er das Tor geöffnet hatte, begann schon der ganze Gießbach durch den obe-



ren Torweg nach der Chaussee abzufließen. Das Haus war frei, aber mein Vater versuchte, auch die Wasserflut, die über die Grundmauer in den Pfarrhof hereinwogte, in ihr ursprünglich altes Bett zu lenken. Als er dem Bache nachging, fand er, dass in der Nähe des Steinbruchs durch einen umgestürzten Baum und verschiedenes Holzwerk sich ein ähnlicher Damm wie in dem Pfarrhofe gebildet hatte, der schuld war, dass das Wasser eine falsche Richtung einschlug. Hier war die Sache nicht so einfach, denn es musste ein Bett gegraben werden, aber an Kräften und Eifer fehlte es meinem Vater nicht, und so gelang ihm seine Absicht. Seine Riesenarbeit hatte den Erfolg, dass nach kurzer Frist das sämtliche durch die Schlucht herunterwogende Wasser über die Chaussee, durch den Wiesengrund nach der Lahn zuströmte. Doch mein Vater, der damals kaum etwas über 40 Jahre alt war und im besten Mannesalter stand, hatte seine Kraft vollständig erschöpft und sank fast ohnmächtig auf sein Lager. Ich wäre gern mit ihm gegangen, er hatte es mir aber verboten und so stand ich am offenen Fenster und horchte in den schaurigen Morgen hinein, da ein hohler, warmer Wind durch die Berge und Wälder heulte und an den Rändern rotgefärbte graue Wolken über den Himmel dahin jagten, während von der Lahn her donnerähnliches Krachen erfolgte. Das gewaltige Eis barst unter der Hochflut und von allen Höhen strömte und rauschte es. Es musste ein furchtbares Wasser werden. Bei dem Kaffee, zu dem wir jetzt gerufen wurden, sprach mein Vater Worte des Dankes und meine Mutter gab ihrem Mitleid Ausdruck für alle die, die von der Wasserflut zu leiden hatten, denn die dumpfen Gerüchte und die schrecklichen Nachrichten, die aus Dausenau in das Pfarrhaus drangen, ließen sie ganz vergessen, dass unser Keller voll Wasser stand und der Hof mit Sand, Geröll und Steinen hoch angefüllt war.

Meine Neugierde war höchst erregt, und als ich fortschlüpfen konnte, lief ich nach dem Flecken hinunter und kam auch gerade zurecht, um ein merkwürdiges Schauspiel mit anzusehen. Wie wir schon gehört hatten, war Dausenau hauptsächlich durch den Bach, der hindurchfloss, überschwemmt worden. In diesen strömten von verschiedenen Seiten die geschmolzenen Schneewasser herunter. Rechts lagen die Höhen von Hömberg und Zimmerschied, im Hintergrunde Welschneudorf und links die bedeutende Höhe von Kemmenau. Fürwahr kein Wunder, wenn der geschmolzene Schnee im Tal ein furchtbares Wasser bildete. Schon ehe er in das Dorf eintrat, hatte der Bach rings alle die Felder und Äcker überflutet und führte alles, was beweglich war, wie Sand Steine, Ackerland, Holzwerk usw. mit sich und warf sich nun in die engen Straßen des Fleckens, einige Fuß hoch das eigentliche Bachbett übertretend. Kein Mensch hatte eine solche Hochflut des sonst so friedlichen Baches geahnt und es erschien fast merkwürdig, dass keine Menschenleben zu beklagen waren, da die ersten Wasser schon zur Nachtzeit heranstürzten. Tiere sollen ja mehrere umgekommen sein, was ich aber nicht mehr weiß. Nun wäre freilich die Überschwemmung der einzelnen Häuser und Gehöfte nicht so groß gewesen, wenn die Wasser ihren gewöhnlichen Ablauf nach der Lahn gehabt hätten, allein die unter der Chaussee her gewölbten Durchgänge des Baches nach der Lahn hatten sich durch Holzwerk und Geröll sehr rasch verstopft und wurde das nachströmende Wasser wieder zurückgedrängt, bis es die Höhe der Chaussee erreicht hatte und über diese hin durch Höfe und Häuser die Lahn zu erreichen suchte. Da nun das Wasser der Lahn auch noch von Minute zu Minute höher stieg, wurde fast bis zur Schule hinauf und jenseits der Brücke bis an das andere Tor die Chaussee mit Wasser bedeckt.

Durch diese Wasser aber sollte der schwerbepackte, von 4 Pferden gezogene Postwagen, der zwischen 8 und 9 Uhr morgens Dausenau erreichte, hindurchgehen.



Abb. 29



Abb. 30





Abb. 27



Abb. 28

Einen Anlauf hatte der Wagen schon gemacht, musste aber in der Nähe der Brücke vor dem angeschwemmten Geröll und Sand Halt machen und wurde so von den Wassern umwogt, dass man seinen Umsturz fürchtete. Rasch wurden einige sogenannte Halftergäule, deren es in Dausenau genug gab, vorgespannt und während von der bedrohten Seite einige große Männer den Wagen zu stützen suchten, schwang sich der Postillon auf den Sattelgaul und nun ging's im Hurra durch Sand und Wogen vorwärts, bis man beinahe die Höhe erreichte. Da blies der Postillon, der ein flinker Bursche aus Grebenroth war, ein freudiges Signal auf seinem Horn und, als die Kirchenglocken zu läuten begannen, das Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott“, wozu die Männer einstimmten und die Frauen laut weinten. In der Spannung, in der man lebte, und in dem Drucke des Schreckens, in dem sich jeder befand, hatten diese wohlbekannten Glaubensteine eine fast erlösende Wirkung und richteten unwillkürlich aller Augen nach oben, von wo alle Hilfe kommt.

In eilemdem Laufe folgte ich dem Postwagen, der auch an unserem Hause vorbeifuhr, um meine Erlebnisse zu verkünden. Man hörte mit großem Interesse zu, aber mein Vater sagte zu mir: „Du bleibst vorderhand zu Hause und hilfst beim Wegräumen des Schuttes, wir haben alle Hände zu brauchen.“ Mein Vater selbst ging aber nach dem Flecken, um sich näher umzusehen, und vor allen Dingen, um zu versuchen, ob er nicht in die Kirche kommen könnte. Er kehrte unverrichteter Sache zurück und konnte noch nicht einmal so viel berichten wie ich.

Leider musste ich nun unter der strengen Aufsicht meines Vaters von jedem Besuch in Dausenau absehen, bis es mir am nächsten Tage gegen Abend gelang, zu entweichen, um meine Neugierde zu befriedigen. Die Lahn war zusehends gestiegen und überschwemmte den nach dem Flusse liegenden Teil des Fleckens vollständig, aber der Bach war im Fallen und seine Wasser kehrten mehr und mehr nach seinem Bette zurück. Ich hatte mir ein Paar sehr hohe Stelzen, meine besondere Liebhaberei mitgenommen, um durch das Wasser in den Straßen zu schreiten. Das ging nun aber doch nicht wegen dem Geröll und den Steinen, welche im Wege lagen, aber die Stelzen leisteten mir große Dienste, um durch kurze Strecken Wassers in einzelne Gehöfte zu kommen und hie und da die Straße zu überschreiten. Und so brachte ich es auf allerhand Umwegen fertig, durch die ganze lange Ortsstraße bis hinauf, wo der Flecken zu Ende ging, nach und nach zu gelangen.

Durch das Zurücktreten des Wassers konnte man den angerichteten Schaden jetzt klarer überblicken, und es fehlte auch nicht an dem Wehklagen der Überschwemmten, die kaum mehr als das nackte Leben aus den Fluten gerettet hatten. Aber wie sich mir in meiner Erinnerung das Bild der Zerstörung darstellt, so glich es auf ein Haar den Beschreibungen der diesjährigen Überschwemmung, nur dass das Hochwasser im Bache nach 64 Jahren einen weit größeren Schaden angerichtet hatte. Auch im Jahre 1845 hatten die Wasserfluten Gärten und Äcker verwüstet, Stege und Brücken zerstört, Sand, Geröll und Steine in die Straßen und in die Gehöfte hineingeworfen, Wände eingedrückt und Mauern umgerissen, in den Kellern die Kartoffeln versandet, das Futter in den Schuppen unbrauchbar gemacht, das gespaltene Holz und Ackergerätschaften, ja sogar Tische, Stühle und Stuben mit sich gerissen, in Küchen Teller und Schüsseln zerschlagen und waren in den Kammern bis an die Betten der Schlafenden hinaufgestiegen. Allein, das war 1845 nicht geschehen, was 1909 berichtet wird, dass 4-5 Häuser einstürzten und die wahrscheinlich auch viel höher gehenden Wasser viele Tage in den Gebäuden standen. Zwei Brüder können sich außerordentlich gleichen, wenn auch der eine den anderen um Kopfeslänge überragt.



Man begann schon wieder, als ich meinen Besuch im Flecken machte, sich der Wasser zu erwehren und es war in zwei schräg gegenüberliegenden Häusern ein heftiger Streit ausgebrochen. Mitten in der zwischen ihren Häusern rauschenden Flut balgten sich die beiden Nachbarn, da das Wasser, welches der eine zurückdämmte, dem anderen in das Gehöfte drang und man vom anfänglichen Gezänke in volle Tätlichkeit übergegangen war.

Eine andere Szene machte einen wohlthuenden Eindruck: Als man an Fuhrs Mühle einen Notsteg angelegt hatte, kam eine junge Frau, ihr Kind auf dem Arm, von der anderen Seite des Baches herüber, um nach ihren alten Eltern zu sehen, die in einem baufälligen Häuschen diesseits des Baches allein und ziemlich hilflos zurückgeblieben waren. Die Angst, die in ihr lebte, zeigte sich in ihrem Gesichte und in ihren hastigen Fragen nach dem Schicksal der Alten. Niemand konnte ihr antworten. Sie wollte zur Haustüre herein, aber da lag so viel Sand und Schutt, dass sie nicht die Türe zu öffnen vermochte und die Fenster des Häuschens lagen nach dem Bache zu, wo es ihr unmöglich war, heranzukommen. Laut weinend stand sie vor der Türe. Doch zwei Müllerknechte halfen ihr, den Sand zu entfernen und kamen auch noch andere herzu, die endlich die Haustüre und nachher auch die Stubentüre öffneten. Ich war mit den anderen in die Stube getreten und sah, mit welcher Freude die Tochter ihre, im Verhältnis gutgelaunten Eltern begrüßte: „Habt Ihr denn gar keine Angst gehabt?“ „Ei, warum denn?“ fragte die Alte, „unser Herrgott war ja doch bei uns und das muss ich sagen, Dein Vater hat so viele Lieder und Gebete gewusst, wie ich sie ihm nicht zgetraut habe. Er hat auch nicht aufgehört zu beten, bis die Wasser gefallen sind und als es geschah, da sagte er: „Warte nur, jetzt kommt gleich die Mine zu uns herüber.“ Die junge Frau fiel weinend ihrem alten Vater, der gelähmt auf dem Bette lag, um den Hals. Ich habe damals auch geweint und ich glaube, die anderen auch. Da es nun dämmerig zu werden begann und man mich gewiss zu Hause vermisste, gab ich meine Stelzen in das Haus des Kirchenrechners und Schreiners Poths, der aus Wiesbaden stammte und ober dem Tore rechter Hand wohnte und ging über den Berg längs der Mauer her, bis ich oberhalb der Schule auf die Chaussee gelangte.

Das kann ich nun freilich nicht weiter erzählen, wie im Jahre 1845 die Schäden ausgebessert wurden. Dazu reicht mein Gedächtnis nicht aus und hatte ich auch wenig Interesse daran. Allein, man konnte es vielleicht besser wie heutzutage, da im großen und ganzen der Ort viel wohlhabender war. In der Zeit, wo man kaum ein Dampfschiff kannte, und kaum jemand eine Eisenbahn gesehen hatte, brachte eine durch den Ort hinlaufende Chaussee schon reichen Verkehr und allerhand Verdienst. An der kurzen Strecke, da die Chaussee von dem schiefen Turm an bis an die untere Mauer nach Ems zu lief, waren fünf Wirtschaften, die alle gut frequentiert wurden, was auf einen sehr regen Verkehr von Personen und Fuhrwerk hinwies. Daneben noch Bäcker- und Krämerläden und Hufschmiede. Der Schiffer Elbert am Emsertor hatte 4-5 Frachtschiffe auf der Lahn gehen und der an dem ganzen Lahnufer sehr wohl bekannte Kraftelips hatte ungefähr 15-20 Halftergäule, die den Schiffsverkehr lahnaufwärts besorgten. Den Hauptverdienst aber lieferten die Esel, welche im Sommer den Kurfremden in Ems zum Reiten oder Fahren dienten. Wer in Dausenau damals nicht Halfterknecht, Schiffer, Wirt, Bäcker oder Müller war, der hatte je nach Vermögen, einen oder mehrere Esel mit scharlachroten Polstern für Damen, oder feinem Leder-sattel für Herren, oder irgend ein Chaischen, welches von Eseln gezogen wurde und mit diesen zugleich sehr ansehnliche Einnahmen. Chaisen besaßen nur die großen Hotels und die Post in Ems. Wer also auf die Berge kommen wollte, oder in die



Abb. 25



Abb. 26





Abb. 23



Abb. 24

nächsten malerischen Umgebungen, der musste sich der Esel bedienen, die in unserer Zeit der Fahrräder und Automobile freilich ganz verschwunden sind.

Wenn die Zeit von 1845 den Vorzug der Wohlhabenheit hatte, so fehlte es andererseits an dem Geiste der Hilfsbereitschaft und dem Sinn für Wohltätigkeit, der unsere heutige Zeit belebt. Man wusste ja auch allerdings nicht so viel von der herrschenden Not. In dem damaligen Herzogtum Nassau gab es noch keine Zeitung. Erst 1848 wurde die erste Zeitung in Nassau gedruckt. Damals kam höchstens das „Frankfurter Journal“ in einem oder zwei Exemplaren in den Flecken und wer sollte dort hineinschreiben, wenn der schmelzende Schnee einigen Schaden getan hatte. Andererseits habe ich aber auch nicht erfahren, dass von den umliegenden Orten und Städten dem überschwemmten Dausenau irgendwie Hilfe geworden wäre, während heutzutage bei dem diesjährigen Unglück es heißt, dass Singhofen, Kemmenau, Zimmerschied und Hömberg zu verschiedenen Malen Lebensmittel und Geld nach Dausenau geschafft hätten. Auch müht man sich, in entfernter gelegenen Orten durch Konzerte und Sammlungen Unterstützungen herbeizuschaffen, gar nicht an das reiche Wiesbaden zu denken, dessen Hilfgelder für die Überschwemmten im Lahngebiet nach Tausenden zählt. Auch viele andere Orte sind dieses Jahr schwer getroffen worden, aber das schon im Jahre 1845 vor den anderen Geschädigten hervortretende Dausenau ist weitaus am unglücklichsten daran, und die langandauernde Kälte, heute am 1. März 6 Grad Reaumur Kälte, lässt die in den Gebäuden herrschende Feuchtigkeit nicht trocknen und bringt Seuchen und Krankheiten aller Art hervor.

Ich selbst habe schon seit meinem 16. Jahre Dausenau als Heimat verlassen, aber denke noch gerne an meine dort verlebten Knabenjahre zurück und möchte die jetzt überall so lebendige Bruder- und Nächstenliebe für den so schwer beschädigten Ort so laut wie möglich anrufen. Unsere Blicke sind nur allzu in die Ferne und in das Ausland gerichtet. Das ist der Deutschen Art, oder möchte ich lieber sagen, Unart. Wir singen wohl: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt“, aber wir sollten es auch in der Heimat beweisen und vor allem der Notstände in der Heimat gedenken.

Abbildungen auf den nächsten Seiten:

Abb. 3: Obere Kirchgasse

Abb. 4: Kirchgasse oberhalb von Haus Linkenbach/Lanio

Abb. 5: Das Wasser fließt oberhalb Haus Hafermann/Muth in die Langgasse

Abb. 6: Ein Wall aus angeschwemmtem Schutt hält das Wasser vom Haus Birkenstock / Vogelpoth ab

Abb. 7: Blick auf das Haus Achtstein/Oster

Abb. 8: Wassermassen an der Mühle Siering und Haus Breidenbach/Petersdorf

Abb. 9: Mühlgasse vor Scheune Gensmann/Haus Ehrhardt

Abb. 10: Langgasse vor Haus Michel

Abb. 11: Das Wasser durchfließt die untere Langgasse

Abb. 12: Der verwüstete Platz vor dem Alten Rathaus

Abb. 13: Zwei Bäche fließen in Richtung Lahn

Abb. 14: Auch die Lahn führt inzwischen Hochwasser



Abb. 3



Abb. 4

geschlachtet und ein halbes Geback Brot gebacken. Meine Mutter gab laufend den Pionieren davon zu essen, auch kamen Dausenauer und wollten gern dafür bezahlen, weil sie nichts mehr hatten.

Abbildungen auf den nächsten Seiten:

Abb. 22: Ausräumen des Bachbettes an den Häusern Elbert und Zins („Annekette Brück“)

Abb. 23: Ausräumen des Baches an der Mühlgasse

Abb. 24: Abtransport des Schuttes vor Haus Breidenbach/Petersdorf

Abb. 25: Ausräumen des Bachbettes am Lindensteg

Abb. 26: Schaulustige betrachten die Schäden

Abb. 27: Entfernen des Schuttes in der Lahnstraße

Abb. 28: Langgasse, Der Fotograf ist da!

Abb. 29: Bewohner und Nachbarn vor Haus Schäfer

Abb. 30: Langgasse, Arbeitspause zum Fotografieren

Abb. 31: Arbeiter und Anwohner vor Haus Pfaff/Muri

Abb. 32: Langgasse, Verladen des Schuttes auf Feldbahnloren

Abb. 33: Abtransport des Schuttes vor dem Alten Rathaus

Abb. 34: Kirchgasse, Verladen und Abtransport des Schuttes

Abb. 35: Schutt wird jenseits der Brücke abgelagert und sortiert

Abb. 36: Arbeiter stellen sich dem Fotografen an der Brückenauffahrt



Abb. 22



## Das Hochwasser im Winter 1909 in Dausenau

Heinrich Linkenbach

In den letzten Tagen des Januars und in den ersten Tagen des Februars fiel sehr viel Schnee. Im Lahntal lag er bis 50 cm und darüber, von Montabaur wurden Schneehöhen gemeldet über 1 m. Nun setzte am 3. oder 4. Februar Tauwetter ein und es regnete in Strömen.

Wir waren am Wurstmachen, da sagte ich zu Georg Kraft (er war der Wirt vom Wirtshaus an der Lahn und Bruder meiner Mutter): „Schorsch-Onkel, es ist am regnen.“ Da stemmte er die Arme in die Seite und sagte zu meinem Vater: „Karl, da erleben wir etwas, was noch nie da war!“ Er hatte recht, denn die Erde war einige cm gefroren und so konnte das Schneewasser nicht eindringen.

Um 8 Uhr gingen wir am nächsten Tag in die Schule, da lief in der Langgasse bis auf den Lindensteg schon ein kleiner Bach herunter und zwischen 9 und 10 Uhr kam der Bürgermeister Fischbach an das Schulzimmer und sagte zu Lehrer Schreck: „Lassen Sie die Kinder heimgehen, denn die Lahn steigt weiter.“ Da konnten wir nicht mehr über den Lindensteg und mußten hinter der Ringmauer her über Bachems Brückelchen.

Alle Einwohner waren Tag und Nacht auf den Beinen. Sehr oft haben nachts Leute nach Hilfe gerufen, das hörte sich schauerlich an, denn viele Leute saßen im Wasser und hatten trotzdem nichts zu trinken. Diese Lehmbrühe war ungenießbar, so wurde manche Wärmflasche geleert und Kaffee davon gekocht.

Am 8. Februar kam ein Trupp Koblenzer Pioniere nach hier zum Einsatz. Nun hatten wir (die Bewohner meiner Nachbarschaft) von Sierings Gartenmauer einen Damm quer über die Straße gebaut, damit dieser Ortsteil, wo das viele Vieh untergebracht war, verschont blieb. Da kam ein Leutnant und sagte, wir müßten den Damm wegreißen, das Wasser müßte verteilt werden. Heinrich Deusner (Bruder von Lehrer Karl Deusner) sagte: „Der erste, der Hand an den Damm legt, kommt ins Wasser!“ Wir waren alle bewaffnet mit Mistgabeln, daraufhin ist der Leutnant abgehauen.

In der Lahnstraße stand das Wasser von der Ecktür „Zum schiefen Turm“ bis an Jakob's Ecktür (Leimkaut). Als das Wasser abgelaufen war, lag stellenweise meterhoch Schutt und Geröll. Am 8. und 9.02. war der höchste Stand.

Als das Wasser sich etwas verlaufen hatte, brachten die Bewohner von den höher gelegenen Orten viele Lebensmittel, hauptsächlich Kartoffeln und Brot, auch Speck, Schinken, Schwartenmagen und Wurst war dabei. Kartoffeln und Brot wurden gleich verteilt, denn die meisten Kartoffeln hatten im Wasser gelegen und waren durch den Schlamm ungenießbar geworden.

Der Bach lief noch durch die Langgasse und die untere Kirchgasse, da kam eine Komp. Soldaten von den 160. von Diez, die räumten das Bachbett, wo es voll Schutt war, wieder aus. Die 160. waren lange hier. Die Hoch- und Tiefbaufirma Scherer, Bad Ems, stellte einige Wagen Bretter und Dielen zur Verfügung, auch Gleise und Kippwagen. Nun kamen von allen Orten Männer und suchten hier Arbeit, denn der viele Schutt mußte mit den Kippwagen bis über die Brücke gefahren werden; vom „Wirtshaus an der Lahn“ bis auf die Brücke mußten Männer tüchtig schieben, an jedem Wagen waren 3 Mann.

Ich kann mir noch gut vorstellen, wie die Feuerwehr ältere Frauen und Männer durch das Wasser getragen haben. Viele Leute haben ihre paar Habseligkeiten in die Kirche getragen. Auch unsere Familie war in der Kirche. Wir hatten vor dem Hochwasser



Abb. 5



Abb. 6





Abb. 7



Abb. 8



Abb. 20



Abb. 21









Abb. 11

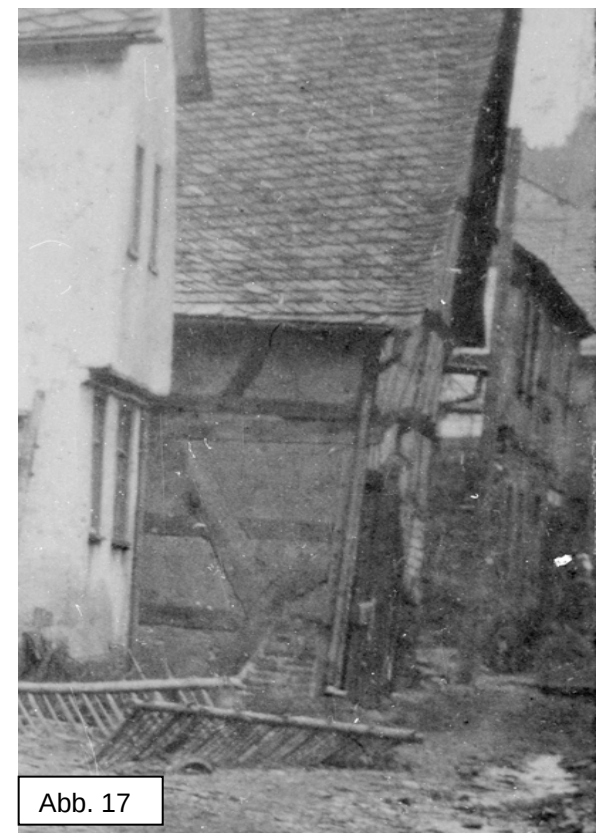


Abb. 17



Abb. 12



Abb. 18





Abb. 15



Abb. 13



Abb. 16



Abb. 14

## Abschrift aus der Kirchenchronik Dausenau, geführt von Pfarrer Emil Lehr

Am 4. Februar 1909 wurde Dausenau von einer Hochwasserkatastrophe heimgesucht, wie sie wohl noch nie hier erlebt worden ist. Der von den Bergen des Westerwaldes herabkommende und mitten durch den Ort fließende, sonst kleine Bach war infolge der nach großem Frost und starkem Schneefall schnell unter Regen eingetretenen Schneeschmelze in kurzer Zeit zu einem breiten, wild daherbrausenden Gewässer geworden, das in seinem rasenden Laufe gewaltige Erdmassen und große Steine mit forttriss, in die Keller, Ställe und Wohnräume eindrang und die Straßen des Orts drei Meter hoch mit Schutt anfüllte. In aller Eile mussten die Bewohner vor den wütend daherstürzenden Fluten sich flüchten und tief im Wasser watend ihr Vieh in höher gelegene Ställe oder Scheunen in Sicherheit bringen. Viele, die sich in das obere Stockwerk der Häuser gerettet hatten – manche hatten auch ihr Vieh dahin gebracht – mussten dort längere Zeit ohne Trinkwasser und ohne Nahrung ausharren. Alle atmeten auf, als endlich nach zwei Tagen das Hochwasser allmählich zu sinken begann. Aber nun zeigte sich erst der Schaden, den dieses angerichtet hatte. Eine Kommission von Sachverständigen berechnete diesen Schaden allein für Dausenau, das freilich von den Orten an der unteren Lahn durch das Hochwasser am schwersten mitgenommen wurde, auf eine halbe Million Mark.

Aus Feldern, Wiesen und Gärten war die gute Erde weggeschwemmt, Steingeröll bedeckte statt derselben den Boden. Weite Wegstrecken waren zerstört, mehrere Gebäude eingestürzt, andere, die einzustürzen drohten, mussten nachträglich abgelegt werden. In den Ortsstraßen und Gehöften sah man hier und da die obersten Teile eines Wagens aus dem Schutt hervorragen. Über 100 Arbeiter – außer ihnen vom 8. bis zum 17. Februar auch 80 Soldaten aus Diez – waren zwei Monate lang damit beschäftigt, den Schutt, der sich in den Straßen und Gehöften angehäuft hatte, wegzuräumen und ihn auf einer Feldbahn fortzufahren. Viel Brennholz, Kohlen, Dung, Heu war von den Wasserfluten mitgenommen worden, auch Lebensmittel aus den Kellern. Die meisten Keller waren nicht nur mit Wasser, sondern auch mit Schlamm und Geröll hoch angefüllt. Die dort aufbewahrten Vorräte an Lebensmitteln, besonders die Kartoffeln waren dadurch verdorben und ungenießbar geworden.

Auch die Pfarrgebäude wurden bei der Überschwemmung des Fleckens durch das in der hinter ihnen befindlichen Schlucht herabfließende Wasser gefährdet. Nur mit großer Anstrengung konnte dieses Wasser, das eine Menge Steine mit sich führte, von den Pfarrgebäuden ferngehalten werden. Die stark angeschwollene Lahn stand dem Pfarrhause gegenüber bis an die Chaussee. Von der neu erbauten Brücke war sie etwa einen halben Meter entfernt.

Viele Tausende von Menschen lenkten nach der Hochwasserkatastrophe ihre Schritte nach Dausenau, um aus eigener Anschauung die Verwüstung kennen zu lernen, unter der der Ort zu leiden hatte. Am ersten Sonntag nach der Überschwemmung sollen es deren nicht weniger als 10.000 gewesen sein. Aber nicht bloß die Neugierde zeigte sich dem eingetretenen Unglück gegenüber, sondern auch aufrichtige Teilnahme und tatkräftige Hilfe wurde der hiesigen Gemeinde aus weiten Kreisen erwiesen. Mir wurden auf einen Aufruf hin, den ich in mehreren Zeitungen erließ, über 5.000 Mark an barem Geld und außerdem viele Kleidungsstücke, Möbel und fünf Waggon Kohlen für die Überschwemmten geschenkt. Dazu brachten die Landleute aus den umliegenden Dörfern viele Wagen voll Kartoffeln, Brot, Korn, Fleisch etc. zur Unterstützung der Notleidenden hierher.

Für den Regierungsbezirk Wiesbaden, in dem gleichzeitig mit der Gemeinde Dausenau viele Orte durch das Hochwasser heimgesucht worden waren, wurde ein Notstandsausschuss von 8 Mitgliedern gebildet, dem auch ich angehörte. Durch Vermittelung dieses Ausschusses, der mehrmals in Wiesbaden Sitzungen abhielt, konnten 207.920 M., die durch Privatwohlthätigkeit aufgebracht worden waren, an die Überschwemmten im Regierungsbezirk Wiesbaden verteilt werden, wovon auf den Unterlahnkreis 133.560 M und auf Dausenau zur Unterstützung der einzelnen geschädigten Gemeindeglieder etwa 30.000 M kamen. Daneben erhielt die Gemeinde als solche aus Staatsmitteln sowie aus Mitteln des Kommunalverbandes bedeutende Unterstützungen zur Wiederherstellung der zerstörten Wege, Brücken etc.

Am ersten Sonntag nach Eintritt des Hochwassers konnte, da die Straßen Dausenaus noch unter Wasser standen und die Kirche von einigen Familien als Wohn- und Schlafstätte benutzt wurde, kein Gottesdienst gehalten werden. An dem darauf folgenden Sonntag predigte ich bei gefülltem Gotteshause unter Bezugnahme auf die schwere Heimsuchung der hiesigen Gemeinde über Hosea 6,1. Die große Not, die durch die so überraschend und mit unwiderstehlicher Gewalt hereingebrochene Überflutung entstanden war, hat viele Gemüter ernst gestimmt und die Gedanken auf den allgewaltigen Gott hingelenkt, der im Unwetter zu uns geredet hat und vor dem die Menschen so ohnmächtig sind und gar nichts vermögen. Möge dieser Eindruck ein dauernder sein und die durch das Hochwasser hervorgerufene Not viele in unserer Gemeinde dazu bewegen, den Gott, den sie verlassen hatten, wieder zu suchen und sich treuer als bisher zu ihm zu halten.

Nach der im Vorstehenden beschriebenen Hochwasserkatastrophe verliefen die Jahre 1909 bis 1914 ruhig. Der Kirchenbesuch, der durch die langjährige Krankheit meines Vorgängers gelitten hatte, wurde besser.

Abbildungen auf den nächsten Seiten:

- Abb. 15: Nach Abfluss des Wassers werden immense Schäden sichtbar
- Abb. 16: Schuttmassen vor den Häusern Elbert und Becker/Abramowski
- Abb. 17: Ein Leiterwagen verschwindet im Schlamm
- Abb. 18: Blick von der Langgasse zur Mühlgasse am Anwesen Lorch
- Abb. 19: Untere Langgasse
- Abb. 20: Blick auf Häuser Keller, Hoffstadt, Kaup
- Abb. 21: Begutachtung der Schäden an der Brückenauffahrt